Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich M 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus M 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich M 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.

Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.

Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung M 60.—, mit Postbeförderung M 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 537. Dienstag den 21. Oktober 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. Oktober.

Damit es heute endlich im **Reichstage** zur Abstimmung über die Minimalzölle für Brotgetreide kommen könne, ist der Beginn der Sitzung wieder auf 12 Uhr angesetzt. Ob aber die gute Absicht erreicht wird, ist bei der Redewut der Sozialdemokratie und der schlechten Besetzung namentlich der rechten Seite des Hauses, die es nicht wagen darf, Schlußanträge einzubringen, noch fraglich. Jedenfalls aber ist, obgleich gestern die Vertreter Bayerns und Württembergs im Bundesrate, die Staatsminister Frhr. v. Riedel und v. Pischek, dem vorgestern von ihrem badischen Kollegen Dr. Buchenberger gegebenen Beispiele folgten, das Festhalten der Regierungen an ihren Erklärungen betonten und mahnende Worte, besonders an die Freunde der Landwirtschaft, richteten — mag nun die Abstimmung morgen oder erst übermorgen erfolgen — kein Resultat zu erwarten, mit dem der Bundesrat sich abfinden könnte. Zwar ließ gestern der konservative Graf Schwerin-Löwitz, der sich scharf nicht nur gegen die bündlerischen Anträge, sondern auch gegen die für diese Anträge eintretenden eigenen Parteigenossen wendete, erkennen, daß er den Unterschied zwischen den Regierungsvorschlägen und den Kompromißbeschlüssen für ziemlich bedeutungslos hält und also am Ende wohl mit diesen Vorschlägen sich begnügen wird; aber die Zahl seiner Anhänger ist zu gering, als daß sie den Widerstand der sich noch auf die Kompromißbeschlüsse versteifenden Konservativen und Klerikalen wirkungslos machen könnten. Nicht einmal der Schreckschuß des Abg. Dr. Sattler, der gestern an die verbündeten Regierungen die Aufforderung richtete, auf die Abstimmung über die Getreidezölle mit der Auflösung des Reichstages oder der Zurückziehung des Zolltarifs zu antworten, wird voraussichtlich fruchten, da die Mehrheit die begreifliche Abneigung der Regierungen gegen Neuwahlen unter der Zollparole und gegen jede Handlung, die der immer noch erhofften Verständigung bei der dritten Lesung vorgreifen würde, kennt. Die „Freis. Ztg." stellt denn auch bereits eine Berechnung über die Abstimmung an und kommt zu folgenden Resultaten:

Der höchste Satz muß zuerst zur Abstimmung kommen, also der Betrag von 7,50 M. Dafür werden aber höchstens 50 bis 60 konservative und wilde Stimmen sich finden. Dann kommt der Antrag Heim, der 6 M verlangt. Die Minderheit stellt sich bei dieser Abstimmung auch nicht größer heraus. Nun kommt man zu dem Kommissionsvorschlag von 5,50 M für Roggen. Wenn jetzt die Herren, die für 7,50 M gestimmt haben, von dem Geschäft nichts mehr wissen wollen und auch gegen 5,50 M stimmen, so wird auch dieser Kommissionsvorschlag abgelehnt, weil 170 Stimmen der Linken, der Nationalliberalen und der Elsässer ohnehin dagegen sind und eine Mehrheit bei voller Präsenz 199 Stimmen erfordert. Bescheiden sich nun aber die 7,50 M-Männer und nehmen mit 5,50 M fürlieb, so wird voraussichtlich dieser Satz mit einer Mehrheit von 60 Stimmen angenommen und ebenso der Satz von 6 M für Weizen. Da die Regierung diese Preise aber nicht zahlen will, so vertrösten sich diejenigen, die 5,50 M für Roggen und 6 M für Weizen verlangen, auf die dritte Lesung, die aber frühestens im Monat April stattfinden kann.

Im großen und ganzen wird diese Rechnung wohl stimmen, und so wird sich die wichtige Entscheidung über die Zollfragen bis in das nächste Frühjahr hinziehen.

Aus der sächsischen Einkommensteuer-Statistik für das Jahrzehnt 1890 bis 1900 sind jüngst Schlüsse betreffs einer starken **Vermehrung des Mittelstandes im Königreiche Sachsen** gezogen worden. Die „Deutsche Tagesztg." macht gegenüber diesen Schlüssen geltend, daß nicht vom Jahre 1879 an die sächsische Steuerstatistik verwertet sei, sondern daß man nur die Jahre 1890 bis 1900 in Betracht gezogen habe. Der Einwand des Organs des Bundes der Landwirte ist nicht stichhaltig. Denn auch für die Jahre 1879 bis 1890 beweist die sächsische Einkommensteuer-Statistik die Zunahme des Mittelstandes. In dem genannten Zeitraume waren nämlich unter den eingeschätzten physischen und juristischen Personen in der Klasse bis 500 M Einkommen im Jahre 1879 51,5 Prozent, im Jahre 1890 nur 38,9 Prozent; in der Klasse von 500 bis 1600 M im Jahre 1879 40 Prozent, im Jahre 1890 41,8 Prozent; in der Klasse von 1600 bis 3300 M im Jahre 1879 5,7 Prozent, im Jahre 1890 6,5 Prozent; in der Klasse von 3300 bis 9600 M im Jahre 1879 2,3 Prozent, im Jahre 1890 2,6 Prozent; in der Klasse über 9600 M im Jahre 1879 0,5 Prozent, im Jahre 1890 0,7 Prozent. Also auch in der Zeit von 1879 bis 1890 sind die Einkommen des Existenzminimums erheblich zurückgegangen und die relativ stärkste Vermehrung weist der Mittelstand auf. Die „Deutsche Tageszeitung" wendet gegenüber dem neuen Mittelstande ein, daß ihm die Selbständigkeit fehle; sie erblickt daher in ihm „kein Element der Staatserhaltung, der Kultur, der Volkskraft, sondern vielmehr einen Faktor der Zersetzung und der nationalen Gleichgültigkeit." — Die Einseitigkeit dieses Urteiles sticht auf das Unvorteilhafteste von der sachlichen Abwägung aller in Frage kommenden Momente ab, die man in der Schrift Dr. Hugo Böttgers „Vom alten und neuen Mittelstande" finden kann. Böttger beurteilt den neuen Mittelstand weniger optimistisch als z. B. Schmoller. Aber er zeigt durch einen kritischen Blick auf gewisse Bestandteile des alten Mittelstandes, wie eine zutreffende Auffassung von der mangelnden Selbständigkeit mancher Schichten des neuen Mittelstandes zu gewinnen ist. Böttger führt in dieser Beziehung u. a. aus: „Gerade die in das Proletariat hinabgesunkenen Handwerker und die verunglückten Kleinhändler, sie haben auch den Schein einer Unabhängigkeit kaum kennen gelernt. Bei den Lieferanten mußten sie um Kredit, bei den Kunden um Bezahlung betteln, überall devot und gefällig sein, politisch mit der herrschenden Macht gehen; fromm mit der Geistlichkeit, radikal mit den Sozialdemokraten tun. Den Gesellen und Gehülfen mußten sie gute Worte geben, damit diese bei dem unregelmäßigen und niedrigen Lohne nur blieben. Man lese in den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik nach, wie der Tischlermeister am Wochenschlusse mit den fertigen Tannenmöbeln bei den Trödlern herumzieht und sie um jeden Preis losschlägt, um am Sonnabend etwas Geld in der Kasse zu haben; wie die Lederhändler die Kleinschuhmacher in ihrer Gewalt haben. . . . Und nicht anders sieht es beim Kleinkaufmann aus. Er hat in leider gar nicht seltenen Fällen die Waren lediglich unterzubringen, welche ihm der Fünfkilo-Grossist borgt, der ihm den Laden eingerichtet und die Miete vorgestreckt hat. Von einer wirtschaftlichen Selbständigkeit, von eigener Entschließung ist in diesen Fällen nicht zu reden." — Andererseits bekämpft Böttger es ebenfalls als Selbsttäuschung, wenn dem neuen Mittelstande die liebenswürdigsten Züge goldener Freiheit angedichtet werden. „Freilich kennt der neue Mittelstand", schreibt hierzu Böttger, „nicht die nagende Sorge, den Lohnfonds, die Zinsen für das geborgte Betriebskapital, Laden- und Werkstattsmiete aufzubringen; auch wird er im allgemeinen unabhängig vom Moloch Publikum und von gesellschaftlicher und politischer Macht sein. Aber auch er trägt seine Fesseln, die freilich um so leichter sind, je tüchtiger und unentbehrlicher der Vorarbeiter, Werkmeister, Prokurist, Buchhalter u. s. w. ist. Immerhin hat er das Urteil oder auch Vorurteil seiner Vorgesetzten, den Neid und die Nachrede minderbegabter oder schlechter dotierter Kollegen . . . zu fürchten. Auch soll man nicht übersehen, daß das Durchschnittseinkommen des Mittelstandes in die unteren Klassen der Mittelstandsquote fällt, daß es verhältnismäßig unsicher ist, daß Arbeitslosigkeit, Krankheit und Invalidität das unfundierte Einkommen gewaltiger erschüttern, als das Einkommen aus Besitz. Man darf den Freunden des alten Mittelstandes ohne weiteres zugeben, daß ein gesunder Handwerksbetrieb, ein gutes Ladengeschäft bessere und tiefer liegende Steuerquellen, daß die Inhaber solcher Betriebe in der bürgerlichen Gemeinschaft schwerer ersetzbare Persönlichkeiten als Angestellte und Untergebene sind." — Böttger malt, wie man sieht, den neuen Mittelstand durchaus nicht rosig. Aber mit Fug verhilft er auch seinen Vorzügen gegenüber dem proletarisierten Kleinmeister und den Pseudo-Prinzipalen zu ihrem Rechte.

In der Fehde der **magyarischen Presse** gegen das **ungarische Deutschtum** spielt bekanntlich die stehende Redensart der magyarischen Chauvinisten eine große Rolle: von einer ungerechten Behandlung der deutschen Redakteure könne einfach deshalb keine Rede sein, weil die magyarische Presse sich aller Beleidigungen gegen Deutsche enthalte und deshalb der Staatsanwalt nie in die Lage komme, gegen sie einzuschreiten. Zur Beurteilung dieser Behauptung bietet jetzt der „Független Magyarorszag" einen hübschen Beitrag — wohlgemerkt: nicht irgend ein kleines Blättchen aus der Provinz, sondern das führende Organ der Kossuthisten, das, wie beiläufig bemerkt sein mag, unlängst von dem sächsischen Abgeordneten Dr. Karl Lurtz meinte, Leute von seinem Schlage müßten „niedergeschlagen werden wie tolle Hunde oder am ersten besten Baum aufgeknüpft werden". Dieses Blatt bringt jetzt zu Beginn der neuen Reichstagssession einen Artikel, in dem es mit der unentschiedenen Haltung der „unfähigen, die Nation verratenden Regierung" gegenüber den Nationalitäten scharf ins Gericht geht. Vor allem wendet es sich in den schärfsten Ausdrücken gegen die alte österreichische Nationalhymne „Gott erhalte", die den ungarischen Chauvinisten als ein deutsches Lied ja schon längst verhaßt ist. Es schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Dieses schuftige, niederträchtige (cendur!) Lied werden sie bei uns noch öfter spielen; aber deshalb bleiben wir doch bei unserem Liede, das jeder Magyare kennt und das so anfängt: „Magis hunczut a nemet . . ." Und was ist das für ein Lied? Es lautet in der Uebersetzung:

Deutscher wart'! Bald wird's Dich reuen!
Thust Du dem Magyaren dräuen!
Dudel wird aus Deiner Haut,
Drauf spiel' ich ein Fiedel laut.
Hundsfott doch der Deutsche ist,
Wenn ihn nur der Teufel frißt!
Friß ihm Lung' und Leber auf
Und die Rippen obendrauf.

Mit diesem Liede soll die alte Königshymne des deutschen Habsburgerhauses beantwortet werden! So darf eins der größten Blätter Ungarns unbehelligt und ungestraft schreiben, während soeben der sechste Prozeß dieses Jahres gegen einen deutschen Journalisten (Steinäcker) wegen Aufreizung gegen die magyarische Nation vor der Tür steht!

In **Serbien** ist das Kabinett Wuitsch durch das Kabinett Welimirowitsch abgelöst worden. König Alexander hat selbst der Ansicht widersprochen, daß der erneute Aufschub des Empfanges des Königspaares am russischen Hofe eine Absage des wiederholt in aller Form im Namen des Kaisers von Rußland zugesagten Empfanges bedeute, aber er wird damit der überall geteilten Ansicht nicht den Boden entziehen, daß der wiederholte Aufschub der Reise nach Petersburg und der Weigerung der Zarin, die Königin Draga bei sich zu sehen, den Abtritt des Ministeriums Wuitsch veranlaßt habe. Wie man in österreichischen Kreisen den Ministerwechsel beurteilt, geht aus folgender, gut orientierter Wiener Correspondenz der „Münchner Allg. Zeitung" hervor:

Daß die Kaiserin von Rußland sich so hartnäckig weigert, Königin Draga zu empfangen, kann auf die Dauer vielleicht auch andere Wirkungen üben wie die, Ministerwechsel hervorzurufen. Vorläufig bleibt es beim Ministerwechsel. In Wien nimmt man das Scheiden Wuitschs und das Erscheinen seines Nachfolgers ohne Bewegung hin. Wuitsch hat sich immer sehr um die Gunst Rußlands bemüht, aber uns hat er damit nicht geschadet, und es liegt kein Anlaß für uns vor, uns zu freuen, wenn dieser Russenfreund fortgeht. Unannehmlichkeiten kann uns Serbien nicht bereiten, ausgenommen auf einem einzigen Gebiete, nämlich in Bosnien, wo es durch Agitationen die orthodoxe serbische Bevölkerung des Ostens gegen uns aufhetzen kann, was für uns unzweifelhaft lästig ist, aber freilich für Serbien selbst viel schlimmer, da wir immer Mittel haben, es für dergleichen Torheiten büßen zu lassen. Eine einigermaßen vernünftige serbische Regierung wird sich daher, auch wenn sie noch so russenfreundlich ist, darauf nicht einlassen, und auch Wuitsch hat in dieser Hinsicht keinen Grund zur Klage gegeben. Er hielt sich an Rußland, erstens, weil der Anschluß an die große glaubensverwandte slawische Macht nun einmal populär bei den griechisch-katholischen Slawenvölkern des Balkans ist, zweitens, weil der König gerührt war über die russische Zustimmung zu seiner Ehe mit der geliebten Draga, und drittens, weil man glaubte, mit russischer Hülfe die Interessen des Landes und der im sogenannten Altserbien und in Makedonien lebenden Volksgenossen gegen Türken, Albanesen und Bulgaren am besten wahren und fördern zu können. Die Aufgabe, Serbenprotektor zu sein, ist indes wenig dankbar, und der ganze Erfolg, den das mächtige Rußland für die Serben erzielte, war die Weihe Firmilians zum Bischof von Uesküb, während es in Altserbien, wo die christlichen Bauern fortwährend um Schutz gegen die Albanesen bitten, bisher nicht einmal Sicherheit für den eigenen Konsul erlangen konnte. Beim gegenwärtigen Stande der orientalischen Verhältnisse ist den Russen die serbische Freundschaft vermutlich mehr lästig als willkommen; als Werkzeug zur Einschüchterung des Sultans ist Bulgarien, das der Länge nach auf Makedonien

---

Feuilleton.

Compañia Cazador.

18] Roman von Woldemar Urban.

Nachdruck verboten.

„Nicht fort?" wiederholte er, während ein bitteres Lächeln um seine Züge spielte. „Das sagen Sie zu mir, Isa, mit dem Sie jahrelang in halb Europa herumgezogen sind? Sagen Sie das dem Wind, oder den Wolken, das hat mehr Sinn, als es zu mir zu sagen. Morgen früh bin ich über alle Berge. Was soll ich denn hier? Ihre Spesen vermehren? Das hieße ja geradezu, Sie Ihrem Schlitzwang in die Arme treiben!"

„Herr Altmann, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, denken Sie daran, wie weh Sie mir tun, wenn Ihnen ein Unglück zustoßen sollte."

„Unkraut verdirbt nicht! Aber eins lassen Sie mich Ihnen sagen, Isa, heilig und wahr, ernst und ehrlich: Hüten Sie sich vor dem Schlitzwang!"

„Aber — — —"

„Nein, sagen Sie nichts. Sie sind ein Mädchen, wie alle, und wenn Ihnen jemand immer und immer wieder sagt, daß er Sie liebt, so glauben Sie es schließlich, und das ist's, was in den fürchterlichsten Tagen und Nächten wie ein Alp auf mir gelegen, das mich aus Rußland wieder fortgetrieben und mir nie und nirgends Ruhe läßt. Ein Mann sieht und weiß das besser als Sie. Er liebt Sie nicht, denn er liebt nur sich, oder doch nur wie ein Kind seine Puppe liebt, die es später, wenn es ihrer überdrüssig, zerlumpt und schmutzig in einen Winkel wirft. Hüten Sie sich vor der Existenz einer solchen zerlumpten und schmutzigen Puppe, Isa! Heilig und wahr, ernst und ehrlich — hüten Sie sich, daß Sie sich nicht selbst verlieren, nicht Ihre eigene Größe und Künstlerschaft daran geben, um der Wegwurf eines Tagediebes zu sein."

Dabei klapperten seine Zähne vor Frost, und Isa hatte alle Not, ihn zu überreden, doch wenigstens mit ihr ins Haus zu kommen und sich ordentlich zu erwärmen. Endlich gab er darin nach. Der alte Cazador wurde geweckt. Er freute sich aufrichtig, Monsieur August wiederzusehen, und die halbe Nacht saßen sie bei Essen und Trinken zusammen, um sich von ihren Kreuz- und Querfahrten zu erzählen. Die Verhältnisse in Rußland, natürlich nur soweit sie für Schaubuden und Publikspieler in Betracht kamen, wurden des langen und breiten erörtert, und Herr Cazador war sehr vergnügt darüber, daß er wieder jemand hatte, mit dem er sich vom Reise- und Wanderleben erzählen konnte.

„Das müssen Sie mir morgen erzählen, Monsieur August", rief er eifrig und interessiert. „Ueberhaupt dürfen Sie nicht so bald wieder fort."

Am andern Morgen, noch ehe jemand in dem kleinen Hause aufwachte, war Monsieur August wieder verschwunden.

„Wanderblut, Wanderblut!" murmelte der alte Cazador, am Fenster stehend und sehnsüchtig den Wolken nachsehend. Isa hörte, was er sagte, erwiderte aber nichts. Sie wußte, daß sie nur ein Wort hätte zu sagen brauchen, um dieses Wanderblut zur Ruhe zu bringen. Sie las in den Augen des Wanderlustigen, daß ihn die Eifersucht zu ihr zurück, der Stolz aber wieder fortgetrieben. Es ging ihm wider das Mannesgefühl, auch nur das Geringste von ihr anzunehmen. Der Mann in seinen Lumpen hatte einen Stolz, den manche ordensgeschmückte Brust nicht kennt oder doch verächtlich als Bettlerstolz bezeichnet.

Und warum hatte sie das Wort nicht gesagt? Warum ihn nicht zurückgehalten? Sie wußte es wohl selbst nicht genau, sondern fühlte nur instinktiv, daß es so besser sei. Wozu hätte das denn führen und was hätte daraus werden sollen? Nein! Der Mann mußte sich ausleben, wie ungegorener Wein erst klären, mußte seinen Stolz entweder besiegen oder durch ihn emporwachsen zu einem ganzen Mann.

Isa ließ ihn ziehen, denn sie wußte, daß er eines schönen Tages wieder da sein würde, so oder so, aber er würde sie nicht aus den Augen verlieren und plötzlich wieder auftauchen, wenn sie seiner bedurfte.

„Er wird schon wiederkommen!" Das war ihre Weisheit und ihr Trost.

Vierzehntes Kapitel.

Man sagt vielfach, ein Hausbesitzer habe nur zwei gute Tage, einen, wenn er in sein neues Haus einzieht, und den andern, wenn er wieder auszieht. Aehnlich ging es dem jungen Herrn Habicht mit seiner neuen Wohnung in der Wilhelmstraße. Im Anfang war alles wunderschön. Die goldene Freiheit war errungen, endlich, endlich war er sein eigener Herr und konnte machen, was er wollte. Das tat er denn auch, aber er mußte nur zu bald merken, welche mißliche Folgen die sogenannte goldene Freiheit mit sich brachte. Zunächst war sie unglaublich kostspielig. Er hätte nie geglaubt, was alles in solch eine eigene Wirtschaft hineingehört, um sie anständig herzurichten und zu erhalten. Die sechzehn Tausend Mark, die er aufgenommen, hatten nicht lange gereicht, was allerdings auch damit zusammenhing, daß er durchaus kein Wirtschaftsgenie war und es eine Menge Dinge gab, um die er sich bisher nie gekümmert und von denen er infolgedessen nichts wußte. Wie er sah, daß das nicht so ging, wie er dachte, wurde eine Wirtschafterin angeschafft — jetzt hatte er in den wenigen Monaten die siebente —, die ihm dann recht freundlich half, sein Geld unter die Leute zu bringen. Diese Wirtschafterinfrage und die immer drohender werdende Geldnot hatten den Zauber der goldenen Freiheit schon bedenklich durchlöchert. Aber es kam noch ganz anders. Er fühlte sich einsam in seiner großen — für ihn viel zu großen Wohnung. Niemand war da, mit dem er plaudern und sich die Zeit vertreiben konnte. Er lief also fort und suchte sonstwo Zerstreuung — man weiß, was das zu bedeuten hat. Wenn er dann wieder heim kam und ausruhen wollte, so wurde unter oder über ihm, oft auch an beiden Stellen Klavier gespielt, manchmal sogar getanzt, daß die Wände zitterten. Alle Schrecken einer Mietwohnung wurden ihm, der davon bisher noch nie etwas erfahren, klar. Der Hausmann war ein Flegel, der Hausherr sagte, es ginge ihn nichts an, die Wirtschafterin stahl wie ein Rabe, brachte gelegentlich auch sogenannte Verwandte mit in die Wohnung, die wohl auch nicht leer fortgingen — kurz, die goldene Freiheit wurde immer mehr und mehr zum schönen Traum, und er kam auf die Idee, das er eine fürchterliche Dummheit begangen habe. Das war eigentlich noch das Beste daran, und wenn die Lehre auch eine etwas teure war, so war es eben doch eine Lehre.

„Sie müssen heiraten, Herr Rechtsanwalt", sagte seine neue Wirtschafterin, eine dicke, robuste Person von fast fünfzig Jahren — er hatte mit den jungen schlechte Erfahrungen gemacht — und sah ihn verliebt von der Seite an.

Er erschrak vor der Frau und ihren unverkennbaren Absichten, aber Recht hatte sie. Er mußte heiraten und wollte es ja auch, wenn nur Isa nicht solche Umstände gemacht hätte. Und dann — dazu gehörte wieder Geld, und die Sache ließ sich schon deshalb nicht übers Knie brechen. Nun kam zu all dem noch das Rencontre mit Hauptmann Kamenz! Der junge Herr Habicht hatte die ganze Sache recht satt, aber eine solche Beleidigung ungestraft hingehen zu lassen, das brachte er nicht übers Herz. Er mußte Satisfaktion haben seine Ehre stand auf dem Spiel, und er wollte dem Beleidiger einen Denkzettel verabreichen, der ihm weitere Unverschämtheiten vergehen lassen sollte.

Da beide Gegner dem Offizierskorps angehörten — Herr Habicht war Leutnant der Reserve —, so kam der Handel vors Ehrengericht. Die Sache zog sich in die Länge, so daß die Vertrauten schon glaubten, es würde überhaupt nichts daraus werden. Hauptmann Kamenz bestritt die Beleidigung, das Ehrengericht aber erkannte sie schließlich an und bestand auf Abbitte. Da diese nicht erfolgte, konnten die Zeugen endlich die näheren Bedingungen des Duells festsetzen. Habicht junior als Beleidigter hatte die Wahl der Waffe. Er wählte den Stoßdegen. Seine Zeugen machten ihm Vorstellungen. Er möge doch eines im ganzen nicht erheblichen Wortwechsels wegen nicht eine so gefährliche Waffe wählen.

„Es ist die Waffe, die mein Gegner täglich trägt. Ich darf also voraussetzen, daß er damit umgehen kann. Kann ich coulanter sein?" erwiderte Herr Habicht spitz.

So blieb's dabei.

Es war ein grauer farbloser Wintertag. In der Stadt war die Luft mit Ruß und Rauch erfüllt, in der Umgebung mit Nebel. Die Sonne kam nicht zum Durchbruch, eine trostlose und dabei empfindlich kalte Witterung, der Spott eines Tages, der eigentlich nur eine Dämmerung war. Als der Wagen, in dem der junge Habicht mit seinen beiden Zeugen und dem Regimentsarzt Henseler nach dem Terrain fuhr, außerhalb der Stadt kam, sah der junge Mann in dem schwarzen Geäst der winterkahlen Bäume, die die Straße einsäumten, eine Unmenge Raben, die sich teils kreischend in den Gipfeln niedergelassen, teils unbeholfen und plump hin und herflatterten. Im Hintergrunde tauchten dunkle Baumschatten, Cypressen, Tannen und ähnliches aus dem Nebel hervor. Auch eine lange graue Mauer zog sich weit durch die Felder, hinter der sich der Südfriedhof erhob.

Der Lärm der Stadt verstummte allmählich hinter ihnen und immer mehr machte die Stille des Friedhofes, die öde träge Witterung und die traurige Melancholie der Landschaft sich bemerklich. In dem Wagen fiel kein Wort, es war wie bei einem Leichenbegängnis.

Es konnte ja wohl auch sein, dachte Habicht junior, indem er ernst und nachdenklich vor sich hin in die trostlose Oede starrte. War das sein letzter Tag? Er sah ganz darnach aus. Ein schäbiger Rest von Tag, ohne Licht und Farbe, als ob es nicht weiter gereicht hätte. War es aus? Schon? Mit dreißig Jahren! Sein Gegner war ein gewandter Fechter.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.